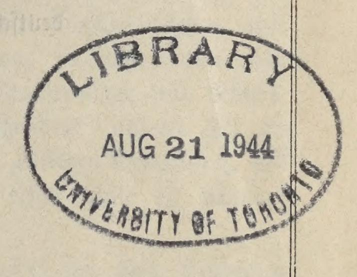
Carl Hilty

Eine Einführung in seine Schriften mit einer Skizze seines Lebens

Von

Karl Haas





Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Neubearbeiteter Sonderdruck aus
„Deutsch-Evangelisch"
Monatsblätter für den gesamten
deutschen Protestantismus.

„Beim Überblick der gegenwärtigen Lage der Religion fällt als bemerkenswert besonders die Tatsache ins Auge, daß zwischen der überkommenen kirchlichen Form der Religion und einer universaleren Bewegung zur Religion aus dem eigenen Streben der Zeit eine schroffe Spannung besteht; es gibt heute viele, welche religiös, aber durchaus nicht kirchlich sein wollen, welche sich ebensosehr von der Kirche abgestoßen, als von der Religion angezogen fühlen." Treffend kennzeichnen diese Worte des Jenenser Philosophen Rudolf Eucken die gegenwärtige Lage. Der für alle Fortschritte der modernen Kultur aufgeschlossene Mensch der Gegenwart empfindet doch in seinen besten Vertretern das uralte Verlangen der Menschheit nach dem Übersinnlichen, Unfaßbaren, Ewigen, aber eine tiefe Abneigung gegen alle „dogmatischen", alle „theologischen" Erörterungen hat bei vielen Gebildeten ein unüberwindliches Vorurteil gezeitigt gegen die berufsmäßigen Verkünder der christlichen Religion. Darum ist es für unsere Zeit von besonderer Bedeutung, wenn Persönlichkeiten auftreten, die, von Hause aus nicht Theologen, vielmehr einem ganz anderen Lebenskreise angehörig, doch durch Naturanlage und Lebensgang sich als berufene Führer für die „Suchenden" unserer Zeit erweisen. Unter ihnen ist, sowohl nach seiner geistigen Bedeutung, wie nach seiner umfassenden Wirksamkeit, in erster Linie zu nennen: Carl Hilty.

Carl Hilty wurde am 28. Februar 1833 in dem Städtchen Werdenberg (Kanton St. Gallen) als jüngstes Kind des Arztes Johann Ulrich Hilty geboren[1]. Beide Eltern — die Mutter war eine geborene Killias — waren von Geburt her Schweizer und gehörten kirchlich dem protestantischen Bekenntnisse an. Seine Jugend- und Schulzeit verlebte Hilty indes in Chur, der Heimatsstadt seiner Mutter. Die große Begabung des Knaben zeigte sich früh. Nach

[1]) Mit Dank weise ich hin auf die mit viel Herzenswärme geschriebene und vielfach auf persönlicher Kenntnis der Lebensumstände Hiltys beruhende Biographie von Heinrich Auer: „Carl Hilty, Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens". (217 Seiten.) Verlag von K. J. Wyß. Bern, 1910.

welcher Richtung diese Begabung in Hiltys jungen Jahren ging, darüber sprach er sich später in einem Privatbrief (1895) so aus: „Für die Kunst hatte ich in meiner Jugend sehr viel Interesse und auch Begabung; wäre die Gelegenheit dazu günstiger gewesen, so hätte ich damals sehr leicht auf diese Wege kommen können.“ Auf die religiöse Stimmung im Elternhause und den Einfluß derselben auf das heranwachsende Kind wirft ein anderes ungedrucktes Wort des Mannes Licht: „Feuchterslebens Diätetik der Seele las ich als kleiner Junge schon. Es war damals beliebt als der Ausdruck einer mild rationalistischen oder sanft materialistischen Lebensauffassung, gegenüber der damals sehr öden Orthodoxie, ähnlich wie ein noch beliebteres Buch: Zschokkes „Stunden der Andacht“. Wir erhielten das in unserem Hause schon früh zum Lesen, ich konnte aber beiden schon damals wenig Geschmack abgewinnen, es war mir zu ‚fade‘“.

An seinen Unterricht in der Volks- und später der Kantonsschule (Gymnasium) hat Hilty im ganzen keine günstige Erinnerung bewahrt. Am schwersten hat er unter dem Religionsunterricht gelitten. „Ich erhielt meinen ersten Religionsunterricht von einem emeritierten Kaplan der neapolitanischen Schweizergarde, und Gott weiß, was das für eine, für diese Soldtruppe vielleicht ganz passende Religion war. Dennoch war der spätere Unterricht im Gymnasium noch schlechter.“ Eine gewisse Bitterkeit infolge dieser Erfahrungen hat Hilty sein ganzes Leben hindurch nicht ganz los werden können; der Leser seiner Schriften wird es bemerken, wenn die Rede auf den Religionsunterricht in der Schule kommt.

Eine unauslöschliche, gute Erinnerung bewahrte Hilty dagegen an seine Mutter, die als eine „sehr begabte und talentvolle“ Frau geschildert wird, und des weiteren an seine Großmutter mütterlicherseits, die später in seinem Elternhause wohnte. Ohne Zweifel stammt viel von dem Besten in Hilty aus dem mütterlichen Erbe. Hilty war sich dessen zeit seines langen Lebens wohl bewußt. Ein ergreifender Ton klingt aus den Worten des Sechzigjährigen: „Ich verlor meine Mutter im 14. Altersjahre, und wenn es einen recht unersetzlichen Verlust an Menschen gibt, so ist es unzweifelhaft, und fast in jeder Familie mit seltenen Ausnahmen, der der Mutter . . . und vollends für die Kinder ist die Großmutter ein ungeheurer Verlust, das weiß auch jeder, dessen Jugend durch Großmütter gepflegt worden ist.“

Nach bestandenem Abiturienten-Examen bezog Hilty im April 1851 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren. Während der drei Göttinger Semester war er ein fröhlicher Student. Neben dem Recht fesselten ihn besonders Geschichte und Philosophie. Von Kants „Kritik der reinen Vernunft" bekam er einen bedeutenden Eindruck. Hilty beendete seine Universitätsstudien in Heidelberg, wo er im April 1854 zum Dr. jur. promovierte. Ein Aufenthalt in London und weiterhin in Paris, der dem ungemeinen Bildungshunger des jungen Juristen entsprach, schloß sich an.

Nach der Schweiz zurückgekehrt, ließ sich der 22jährige im Jahre 1855 als Rechtsanwalt in seiner zweiten Heimatstadt Chur nieder. Bei diesem Entschluß wirkte der Wunsch des Vaters mit. Der Vater starb aber bereits 1858; es sollte ihm nicht vergönnt sein, die wachsende Bedeutung des geliebten Sohnes zu erleben.

Zwei Jahre nach Beginn seiner Advokatenlaufbahn, im Herbst 1857, verheiratete sich Hilty mit Johanna, der Tochter des früh verstorbenen Bonner Staatsrechtslehrers Gustav Gaertner, dem Patenkinde Ernst Moritz Arndts. In der Erinnerung sprach er von seiner Ehe stets als von einer „sehr wohlgeratenen und glücklichen". Die Gattin hatte hinlänglich Sinn für das bedeutende Wesen des Gatten und das herrliche Feuer seiner Seele. Hilty überlebte seine 1897 verstorbene Frau um 12 Jahre. Kurz vor seinem Tode schrieb der Witwer: „Ich möchte, wenn es ein anderes Leben gibt, keinen andern Menschen, den ich jemals auf Erden kennen gelernt habe, unbedingt und dringend wiedersehen, als einzig die Frau, die ich besessen habe; es ist dies ein Beweis, daß sie ein Stück meines besten eigenen Wesens ausmachte, das seither nicht mehr ganz vollständig ist."

Nach achtzehnjähriger anstrengender und erfolgreicher Anwaltspraxis wurde Hilty 1873 zum ordentlichen Professor der Rechte an die Universität Bern berufen. Seit 1890 war er Mitglied des Schweizerischen Nationalrates, seit 1892 oberster Richter (Oberauditor) der schweizerischen Armee. Über 35 Jahre waltete Hilty seines Amtes als hochangesehener akademischer Lehrer in Bern.

Am 12. Oktober 1909 starb er ohne jeden Todeskampf, im tiefen Frieden der Seele, plötzlich an Herzlähmung in Clarens am Genfer See. Seine irdische Hülle wurde in Bern neben dem

Grabe der Gattin unter großer Anteilnahme weitester Kreise beigesetzt[1].

*

Wie Hilty von jeher ein rechter Patriot war, der sich verpflichtet wußte, seine Kräfte im Dienste des irdischen Vaterlandes, des Staates, zu regen, und wie dieses Pflichtbewußtsein sich mit den Jahren immer mehr vertiefte, so war er auch von vornherein ein gläubiger Christ. Seine religiöse Laufbahn war eine gerade Linie. Die „Bekehrung“ bei Hilty ist zu begreifen als ein allmähliches, ununterbrochenes sich Loslösen von den verderblichen Mächten des Lebens und als ein dementsprechendes, immer bewußter und entschiedener werdendes sich Hinwenden zu einem „intensiven und kräftigen Christentum“. Denjenigen, die in der stoischen Philosophie die höchste sittliche Lebensauffassung erblicken, oder die in der „Nachfolge Goethes“ ihr Glaubensbekenntnis gefunden haben, muß der religiöse Entwicklungsgang Hiltys noch besonders zu denken geben. Hilty hat die Bedeutung der Stoiker tief erkannt und vollauf gewürdigt — Epiktet setzt er im ersten Teil des „Glück“ ein Denkmal —, er hat auch Goethes Dichtergröße begriffen, wenn er auch dessen Weltanschauung, die er eine „bloß ästhetische“ nennt, ähnlich wie Tolstoi, zu gering einschätzt. Aber mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es ihn über die in ihrer Art gewaltige Weltanschauung der Stoiker und über Goethe hinaus, seine „Bergfahrt“ erstreckte sich hin zu jenem Gipfel, der noch höher ragt, noch schöner glänzt als die Stoa und als Goethe — zu Jesus Christus und seinem Evangelium. Eine wichtige Station auf dem Wege zum Leben war für Hilty der 30. Oktober 1863, wo er mit der Lektüre Dantes begann, die er seitdem nicht mehr aufgab. Gott ließ ihn durch schwere Lebenserfahrungen, durch eine Reihe „schlafloser Nächte“ hindurchgehen. Als dann seine Seele gereift war, konnte er zu anderen vom wahren Leben öffentlich reden.

Was Hilty seinen Zeitgenossen zu sagen berufen war, das hat er in einer Reihe von Schriften[2], größeren und kleineren, zum

---

[1]) Sämtliche bei der Gedächtnisfeier in der evangelischen Kirche zum Heiligen Geist in Bern gehaltenen Ansprachen sind mit einer Reihe von Zeitungsstimmen abgedruckt in dem Hefte: „Zur Erinnerung an Carl Hilty“. Bern bei K. J. Wyß. 1909.

[2]) Die Werke Hiltys, die für die vorliegende Skizze allein in Frage kommen, sind sämtlich bei J. C. Hinrichs, Leipzig, und Huber & Co. in Frauenfeld erschienen.

Ausdruck gebracht. Es ist bemerkenswert, daß er als Schriftsteller lediglich durch seine Persönlichkeit wirkt. Sein Stil ist Gelehrtenstil; er kann den Universitätsprofessor in seinen Schriften nicht ganz verleugnen; der „Ungelehrte" muß sich erst in diesen Stil „einlesen". Dieses sich „Einlesen" scheint manche so schwer anzukommen, daß sie Hilty „nicht mögen". Wen es dagegen mit ganzem Herzen nach dem wahren „Glücke" verlangt, das Hilty in allen seinen Büchern, ob sie nun ausdrücklich mit „Glück" betitelt sind oder nicht, beschreibt, und dem praktisch nachzujagen er seine Leser ermuntert, der wird bald im wahrsten Sinne des Wortes ergriffen werden von dem geheimnisvollen, mächtigen Etwas, das durch seine Schriften bebt. Dieser „Laienprediger von Gottes Gnaden", wie man Hilty mit großem Recht genannt hat, hat wirklich ein Etwas von dem „Wunderbaren", das kein Mensch sich selbst schaffen kann, das vielmehr übersinnlich, „jenseitig" ist; und weil er hat, kann er auch wirklich geben. Er quält seine Leser nicht mit Denkoperationen über den sogenannten „Gottesbegriff"; er setzt ihnen auch keine dürre Dogmatik, weder eine orthodoxe, noch eine liberale, vor, sondern er hilft ihnen aus der Fülle persönlicher Gotteserfahrung.

Seine Mission gilt im wesentlichen der höheren Bildungsschicht innerhalb des neuzeitlichen Christentums. Er bricht nicht von vornherein den Stab über die „modernen" philosophischen und ethischen Ideen; er hat vielmehr als eine wahrhaft vornehme Seele sich dem modernen Geiste und seiner — Not vollauf erschlossen. Er leidet

---

Es sind folgende: 3 Bände „Glück", jeder Band in sich abgeschlossen; „Für schlaflose Nächte" (365 kurze Abschnitte zu täglicher Lektüre); 2 Bände „Briefe" („Briefe", „Neue Briefe"); „Lesen und Reden" (2 Vorträge); „Kranke Seelen" (Psychopathische Betrachtungen); „Sub specie aeternitatis" (Ewiges Leben); „Das Geheimnis der Kraft". — Nach Hiltys Tode erschien bestimmungsgemäß: „Das Evangelium Christi, mit einigen erläuternden Anmerkungen". Außer dem zuletzt genannten sind diese Werke bis jetzt in 263000 Exemplaren gedruckt, gewiß eine sehr beachtenswerte Zahl.

Über die bedeutenden literarischen Leistungen Hiltys auf seinem fachwissenschaftlichen Gebiete unterrichtet gut das Buch von Auer. Das Alphabetische Generalregister der XXI Jahrgänge (1886—1907) des von Hilty herausgegebenen Politischen Jahrbuches der Schweizerischen Eidgenossenschaft, abgedruckt im Jahrbuch 1907, Seite 835—855 (Verlag K. J. Wyß, Bern), gibt ebenfalls Kunde von der ununterbrochenen, umfangreichen, von großer Schaffenskraft und -Freudigkeit zeugenden literarischen Tätigkeit Hiltys auf juristischem, historischem, sozialem und allgemein-menschlichem Gebiete.

mit. So entschieden er auch seine christliche Haltung vertritt, so ist er doch ganz und gar nicht engherzig. So steht in ihm kein Richter vor uns, sondern ein Helfer. Wir vertrauen ihm, er zwingt uns unmerklich dazu. Wir bewundern seine umfassende literarische Bildung, wir preisen ihn als einen der ersten Dante-Kenner unseres Zeitalters, wir erkennen, daß seine Kenntnis des menschlichen Herzens nicht aus theoretischen Studien, sondern aus Selbsterleben stammt. Hier spricht ein das wechselvolle Leben in seinen Höhen und Tiefen kennender, lebendiger Mensch, dem „nichts Menschliches fremd" ist, zu unserer Seele. Er weiß, daß das Leben in Gott ein „Werden" ist, ein immerwährender „Aufstieg". — Die Persönlichkeit Hiltys ist ein besonders kraftvolles und schönes Beispiel für dieses „Werden". Wie herrlich klingt sein Erdenleben aus in dem Büchlein über „das Geheimnis der Kraft", das er kurz vor seinem Tode schrieb! Keine Spur von „Resignation", kein müder und matter Zug findet sich in dieser letzten Schrift des durch viele äußere und innere Nöte hindurchgegangenen Mannes, vielmehr ganz ungebrochene innere Kraft, glühende Jugend, ewige Hoffnung. Das letzte Wort dieser Schrift: Amor omnia vincit schließt sich zusammen mit dem Worte, das den Titel des vorletzten, kleinen, aber sehr inhaltsreichen Buches bildet: Sub specie aeternitatis — im Lichte der Ewigkeit.

Wundervoll ist die Mischung des Hiltyschen Temperamentes. Mit dem hellseherischen, mystisch-pietistischen Element in ihm verbindet sich eine erstaunliche Nüchternheit. Dem Himmlischen mit tiefer Sehnsucht zugewandt und die rein religiöse Frage als die entscheidende, alle anderen „Fragen", auch die soziale, an Bedeutung überragende, betrachtend, gibt er doch der Erde ihr Recht. Nichts charakterisiert diese eine Seite des Hiltyschen Wesens besser als die Tatsache, daß der erste Aufsatz im ersten Band des „Glück" von der „Kunst des Arbeitens" handelt. Dieser Aufsatz schließt mit dem Satz: „Die Zukunft gehört und die Herrschaft gebührt zu allen Zeiten der Arbeit". Damit klingt zusammen ein Satz aus dem späteren, nicht nur für „Neurastheniker" und deren Umgebung, sondern für jedermann sehr empfehlenswerten Buche über die „Kranken Seelen" (siehe dort S. 32): „Wer weniger arbeitet, als er könnte und sollte, oder überhaupt bloß andere für sich arbeiten läßt, der steht im Widerspruch mit Gottes Weltordnung und findet daher keine Ruhe". Hilty selbst ließ, seine Worte durch die Tat bekräftigend,

die ihm verliehenen Fähigkeiten bis zum höchsten Maße dessen, was für menschliches Urteil möglich ist, in Wirkung treten. In nüchterner Erfassung der Pflicht, die jeder neue Tag ihm brachte, hat er gearbeitet, im engeren Kreise als Hochschullehrer, als Soldat und Politiker, im weiteren Kreise als einer der ersten Erzieher unserer Zeit. In rastlosem, aber ruhigem Schaffen diente er seinem „Kriegsherrn", wie er Gott einmal nennt, als ein treuer Knecht bis zum letzten Atemzug. Dieses Element der Nüchternheit gibt Hilty denn auch die Fähigkeit, das religiös Ungesunde von dem echt Religiösen sicher zu unterscheiden. Alles Schwärmerische, „Aufgeregte" ist ihm unsympathisch, er sieht die „Ekstase" in der Religion nur als Begleiterscheinung oder als Durchgangspunkt an, keinesfalls aber als das Wesentliche des religiösen Erlebnisses. Er warnt vor der Lektüre „Ekstatischer Konfessionen". Bloße Seelenerregung („Psychose") hat für ihn mit dem wahren Christentum nichts zu tun, dieses ist ihm vielmehr etwas völlig Gesundes. „Auch die Rührung bei der Konfirmation, der Trauung oder dem Abendmahl ist oft bloß Psychose, nicht wirkliche Ergriffenheit von der Sache und hat daher auch keine dauernde Wirkung. Manche kirchliche Zeremonien ... sind sogar direkt auf solche Erregungen berechnet und daher bedenklich" (Kranke Seelen S. 74 f.). Wie er sich das religiöse Gemeinschaftsleben denkt, das sagt wohl kein Satz seiner Schriften kürzer und deutlicher als dieser: „Nicht viele ‚geistliche Gemeinschaft', sondern nur einfache Natürlichkeit" (Anmerkung zu Lukas 10, 7 im „Evangelium Christi", Seite 163). Leuchtet aus diesem Satze nicht die religiöse Keuschheit des Mannes überaus wohltuend hervor, ist die „einfache Natürlichkeit" nicht die Art Jesu gewesen, und ist es nicht gerade dieses, wonach das Beste in den Seelen der religiös erfaßten „Modernen" bei ihrem Verlangen nach christlicher Gemeinschaft sich sehnt? So trägt denn der ganze Hiltysche Vortrag ein schlicht natürliches Gepräge. Wenn ihm beim Schreiben das Herz erfüllt wird von der Gewalt des lebendigen Gottes, dann hält er an sich, er deutet nur an; wer aber Ohren hat, „hindurch" zu hören, der vernimmt das Rauschen des göttlichen Sturmes und den Klang der Freude eines von Gottes Liebe reich gesegneten Menschenkindes. Hilty „regt" seine Leser nicht „auf", sondern er bewegt sie. Das „Glück", über das er mit uns redet, hat ein so schlichtes Gewand wie nur möglich, sein Auge aber ist das eines Helden mit unergründlicher

Seelentiefe. Es ist das alte: Ora et labora, oder, wie Hilty es ausdrückt: „Arbeit und Gottesnähe". Zwei schlichte Worte von unermeßlichem Gehalt! Hilty weckt das Beste in uns auf und nährt in uns diejenige Leidenschaft, die allein wahre Gesundheit bringt: die Leidenschaft für das Gute.

*

So intensiv Hiltys Religion im gegenwärtigen Leben pulsiert und so treu er dem Gott, der da ist, dient, so steht er doch mit beiden Füßen auf dem Boden der Vergangenheit, auf dem Boden des biblischen Christentums. Die Frage nach dem Wesen dieses Christentums beantwortet er schlicht und für jeden Suchenden verständlich mit den Worten: „Christentum ist: genau so zu denken, wie Christus gedacht hat, und, um das zu können, auf seine Worte hören, auf nichts anderes. Das ist der Weg zum ewigen Leben" („Ev. Christi", Vorrede, S. VII). Er knüpft so entschieden an die Urverkündigung des „Evangeliums Christi" an wie Johannes Müller und Lhotzky, welch letzterem er geistesverwandt ist. Aber er macht nicht wie diese einen Schnitt zwischen „Reich Gottes" und „Religion", sondern unterscheidet in bei weitem zeitgemäßerer und volkstümlicherer Weise zwischen „Reich Gottes" oder, wie er statt dessen auch gerne sagt, „Christentum Christi" und — Kirche, bzw. der „bloßen Kirchenzugehörigkeit". Sehr charakteristisch für seine Unterscheidung zwischen dem Wesen und der bloßen Form in der Religion ist der Satz: „Was das Evangelium am meisten fürchtet, ist überhaupt nicht der Mangel an Glauben, sondern die bloß formale Religion". (Glück I, S. 140.) Der Kirche, bzw. den Kirchen, ist er bei aller Kritik, die er an ihnen übt, und bei aller Überzeugung von ihrer Reformbedürftigkeit, durchaus nicht feind; er sieht vielmehr in den Kirchen die notwendigen zeitlichen (vergänglichen) Mittel zu dem einen ewigen Zweck: der Ausbreitung des Reiches Gottes. Die Kirche ist nach Hilty die beste, die diesem Zwecke am wahrhaftigsten und treuesten dient.

Eine „Weiterentwicklung der Religion" läßt Hilty nicht gelten. „Eine bessere Religion (als die Religion Christi) ist unmöglich fortan, und auch diese läßt sich nicht ‚entwickeln'" („Ev. Christi", S. 213). Christus ist für ihn keine vergangene Größe der Geschichte, sondern eine gegenwärtige Lebensmacht. In seiner Position handelt es sich im Grunde um nichts anderes als um das, was Harnack mit

genialem Ausdruck „Das doppelte Evangelium im Neuen Testament“ genannt hat. „Doppelt“ insofern, als es einmal gilt um die Verkündigung von Jesus Christus, dem Gottessohn, zum anderen um die Verkündigung Jesu Christi selbst. Das Ziel des Glaubens ist Gott, der Vater Jesu Christi, und das Leben in diesem Gott; der Weg dahin ist Christus: „durch“ Christus zu Gott! Dieses Ziel und dieser Weg gehören untrennbar zusammen; diese Untrennbarkeit macht das Wesen des christlichen Glaubens aus.

Hiltys grundsätzliches sich Zurückziehen auf die Anfänge der christlichen Religion — das, was man seinen Radikalismus nennen kann — gab ihm naturgemäß den Maßstab für seine auf jeden Fall das Gewissen schärfende Kritik am gegenwärtigen Christentum und ließ das Einfache des religiösen Lebens und Wesens vor ihm erstehen. Denn das Ursprüngliche ist immer einfach. Er ruft aus: „Wie einfach ist doch der wahre Gottesdienst . . . Das Christentum hat erstlich keine andere Mission als die ‚Tempelreinigung‘, und hat sie auch ‚erhalten durch der Engel Geschäfte, aber nicht gehalten‘, ganz gleich wie die Juden“ („Ev. Christi“, S. 219, Anm. zu Markus 12, 28—33). In einem Privatbriefe spricht er sich über das, „was wir sein sollen“, so aus: „Was wir sein sollen, ist nichts anderes als ganz einfache Menschen, an deren Sein und Art Gott Wohlgefallen haben kann“. Dieser Sinn für das Einfache prägt sich besonders in seiner Behandlung der ja heute wieder „hochaktuellen“ Frage nach dem „Bekenntnis“ aus. Zu der Stelle im Johannes-Evangelium Kap. 11, 27, wo Martha spricht: „Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist“, macht er die Anmerkung: „Das ist eigentlich das ganze Bekenntnis des Christenglaubens. Wer das sagen kann, hat ihn“ („Ev. Christi“, S. 204). Dementsprechend ist auch seine „Christologie“ ganz wundervoll schlicht und „rein religiös“: „Sichtbar ist eben Gott in Jesus geworden, indem er in ihm wohnte“ (ebenda, S. 247). Ein Mann wie Hilty hat Anspruch darauf, daß er in dem immer mehr sich zuspitzenden, den Bestand der „Kirche“ — gewiß nicht den des „Reiches Gottes“ — auf das ernsteste bedrohenden Kampfe um das Bekenntnis von allen Beteiligten gehört werde. Aller bloß formalen Religion gründlich abhold, predigt dieser nach den heutigen Begriffen positiv-gläubige oder „altgläubige“ Christ, der von der sogenannten „Immanenz“ Gottes als von „einem anderen Worte für

Atheismus und Pantheismus" („Glück" II, S. 7) nichts wissen will, immer wieder das eine, was für alle kirchlichen Parteien für den Glauben wie für das Bekenntnis desselben entscheidend sein müßte: den Anschluß an Christus als an die erlösende Kraft schlechthin. Für Hilty ist das Wesen des Glaubens in der inneren Beziehung zu der ehedem und heute wirkenden Gottes- und Christuskraft begründet. Nur so wird lebendiger Glaube, der es mit dem „Einst" und „Jetzt" zu tun hat. Ein an einem ganz bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit wirklich oder nur angeblich geschehenes Ereignis kann ein sehr liebenswerter Gegenstand des Wissens sein; man kann dies Ereignis mit voller Überzeugung „für wahr halten", aber ein Gegenstand des Glaubens kann es nimmermehr sein. Der Glaube hat es mit Gott und Christus, also mit ewigen Kräften, die man heute wie einst in ihrer wundersamen Wirklichkeit erfahren kann, zu tun. Ein Bekenntnis des Glaubens, dem alle, trotz der verschiedenartigsten Überzeugung in bezug auf das „Wissen", fromm und freudig zustimmen können, das also wirklich eint, kann nur die Aussprache lebendiger Beziehung zu dem ewigen Gott und Christus selbst sein. Für diese Aussprache haben wir herrliche Beispiele in der Bibel, man denke nur an den 23. Psalm! Hilty erzieht durch seine ganze energische Art zur Besinnung auf das, worum es gilt im Glauben und Bekennen, auf das Wesentliche, das als solches immer einfach ist. So gebührt ihm eine gewichtige Stimme in der religiösen „Krisis" der Gegenwart; denn er hörte wirklich die Stimme Gottes, der heute, wie einst, zu denen, die ihn von ganzem Herzen suchen, spricht: „Wunderbar soll's sein, was ich bei dir tun werde".

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Dr. Heinrich Chotzky:

Der Weg zum Vater. Ein Buch vom Gott-Erleben. Sechste Auflage. Zweite Bearbeitung. IV, 347 Seiten. M. 4.50; in feinem Geschenkband M. 6—

„Mit Absicht ist jedes theologische Beiwerk vermieden. Die tiefsten Fragen werden in einer für viele neuen, aber deshalb gerade besonders anziehenden und lebhaftes Mit- und Nachdenken erfordernden Weise besprochen; auf viele Bibelstellen fällt oft in überraschender Weise neues Licht, wodurch das eigene Forschen lebendig angeregt wird." Stuttg. evang. Sonntagsblatt.

„Die Bibel ist nahezu kritiklos benutzt und doch — wie wunderbar tief gelesen und verstanden! Nicht tote Lehrbegriffe sind herausgeschält, nicht über das Wesen des Gottessohnes ist philosophiert, sondern dieser ist uns gezeigt als wahrer Menschensohn. — Man wird beim Lesen dieses Buches innerlich froh, es ist Sonnenschein inmitten all des kritischen Nebels, weil es unmittelbar zum religiösen Erlebnis führt." Blätter für die Fortbildung des Lehrers.

Religion oder Reich Gottes. Eine Geschichte. Dritte Auflage. VII, 402 Seiten. M. 3—; in Leinen gebunden M. 4—

Dieses Werk wird noch immer zu wenig gelesen. Die Geschichte, die es erzählt, müßte eigentlich jeden Menschen interessieren, der unsere heutige kirchliche und christliche Entwicklung begreifen und eine Hoffnung auf Anderswerden in sich aufnehmen möchte. Die alte Geschichte hat heute wieder tatsächliches Interesse gewonnen.

„Das Buch ist unbeschreiblich interessant. Es macht einem zu schaffen. Es gehört mit zu den Erscheinungen unserer Zeit, die uns scheinen sagen zu wollen, daß geistige Bewegungen bevorstehen, von denen wir jetzt noch keine Ahnung haben." Theologischer Literaturbericht.

Leben und Wahrheit. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. VII, 229 Seiten. M. 3—; in Leinen gebunden M. 4—

Aus dem Vorwort: „Das Buch sucht keine Anhänger, sondern Menschen, die selbständig darüber nachdenken und sich unabhängig vorwärts entwickeln."

Inhalt: 1. Aufgaben der Theologie. — 2. Das Wachstum des Wortes. — 3. Freiheit und Glaube in der evangelischen Kirche und die geistliche Gleichgültigkeit. — 4. Was ist Wahrheit?

„Ein Buch voll prächtiger Gedanken in historischer, ethischer, politischer, religiöser und kultureller Hinsicht. Tiefer sittlicher Ernst, großes Wissen, deutsche Grundehrlichkeit zeichnen den Verfasser aus. Solche Bücher sollen weit verbreitet werden." Tagesfragen.

Dr. Johannes Müller:

Die Entstehung des persönlichen Christentums der paulinischen Gemeinden. Zweite, wohlfeile Ausgabe. IV, 306 Seiten. M. 4—; in Leinen gebunden M. 5—

Diese wissenschaftliche und doch allgemein verständliche Untersuchung des religiösen Phänomens in der apostolischen Zeit bildet die psychologisch-historische Grundlage der eigenartigen Stellung und Wirksamkeit des bekannten Verfassers, die man in der jüngsten Zeit mehr und mehr als eine Erneuerung des ursprünglichen Christentums in zeitgenössischer Gestalt zu würdigen beginnt.

Neue Textausgabe des deutschen Neuen Testaments.

Im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

Das Neue Testament in Luthers Übersetzung, nach dem Grundtexte berichtigt und verbessert von **D. Bernhard Weiß**. Taschenausgabe, mit Parallel- und Belegstellen. 1909. IV, 383 Seiten. 8⁰. M. 1.50; grau geb. M. 2—; schwarz mit Golddruck M. 2.40.

Die Eigenart dieser Übersetzung des N. T. liegt darin, daß sie dem heutigen Stande der Bibelwissenschaft in vollem Umfange gerecht wird, ohne doch die Sprache unserer Lutherbibel preiszugeben. — Am Fuß der Seiten sind Parallel- und sonstige alt- und neutestamentliche Belegstellen in sorgfältiger Auswahl angemerkt. Der Text ist in Sinnabschnitte zerlegt, Kapitel- und Versteilung am Rande angedeutet. Stellen, die sich im ältesten Text nachweislich nicht finden, sind in [], erläuternde Zusätze Luthers oder des Herausgebers in () gesetzt.

Aus kritischen Äußerungen:

„Eine Übersetzung, die, trotz pietätvollen Anschlusses an den Luthertext, an zahlreichen Stellen einen wirklichen Fortschritt über den Reformator und seine Revisoren hinaus bedeutet, — eine Verdeutschung, die doch die antike und östliche Formengebung des Neuen Testaments nicht zerstört." Professor D. Adolf Deißmann, Berlin.

„Die Übersetzung von Bernh. Weiß verbindet beides, die Bewahrung des Luthertypus und eine der heutigen Kenntnis des Grundtextes entsprechende Wiedergabe der neutestamentlichen Schriften. Ich stehe nicht an, dem gebildeten Bibelleser und namentlich für Unterrichtszwecke geförderterer Schüler sie rückhaltlos zu empfehlen."
D. Dryander, Oberhofprediger.

„Die Taschenausgabe des Neuen Testaments durch Bernhard Weiß ist ein Meisterwerk und stellt eine der wertvollsten Gaben des großen Gelehrten an unser Volk dar. Mit richtigem Empfinden der starken Wirkung, die der Luthertext von jeher ausgeübt hat, ist dieser der Übersetzung zugrunde gelegt worden, indem der Übersetzer mit schonender Hand, oft kaum merkbar, die Fehler verbesserte, gewisse Härten ausglich und so einen korrekten Text unter voller Wahrung Lutherscher Kraft und Klangfarbe gewann. Ich wünsche dem Büchlein eine weite und gesegnete Verbreitung."
D. Faber, Generalsuperintendent von Berlin.

„Die Übersetzung des Neuen Testamentes von Exzellenz D. Weiß ist die reife Frucht einer langen Lebensarbeit. Nach meinem Eindruck verdeutscht sie auch die schwierigen neutestamentlichen Texte, wie z. B. die der Paulinischen Briefe, so glücklich, daß dem des Griechischen unkundigen Leser das Original dadurch ersetzt wird, soweit das überhaupt möglich ist." Oberkonsistorialrat Professor D. Dr. Kaftan.

„Die gründliche Kenntnis des Altmeisters neutestamentlicher Exegese und seine Präzision in der sicheren Darstellung der ntln. Denkformen und Gedankenbilder hat sich mit seiner innigen Pietät für den Wortlaut der Lutherbibel zu einer Arbeit schonender Besserung des Luthertextes vereinigt, die für die sinnende Erbauung der Gemeinde, wie für Unterrichtszwecke in hohem Grade geeignet scheint."
Oberkonsistorialrat Professor D. P. Kleinert.

„Wer die Luthersprache der Bibelübersetzung nicht entbehren will, wer sich scheut, die heilige Schrift in moderner Sprache zu lesen, erhält hier ein Hilfsmittel geboten, das für ihn von außerordentlichem Wert ist. Es sind wohl viele auch unter den Gebildeten, denen mit der alten Luthersprache etwas von der wunderbaren Weihe des Schriftworts verloren zu gehen scheint. Sie sollen freudig nehmen, was Weiß ihnen schenkt; seine Arbeit wird ihnen nirgends Unbehagen bereiten, aber überall Förderung geben. Prof. D. Dr. Schian, Gießen, in Deutsch-Evangelisch (1911, Heft 8.)

„Ich möchte behaupten, daß das Luthersche N. T. damit endlich wieder in eine brauchbare Form gebracht worden ist, und wünschen, daß diese Ausgabe alle revidierten und nicht revidierten Ausgaben in Schule und Haus baldigst verdränge."
Lic. Dr. H. Windisch, Leipzig, in der Evang. Freiheit (1909, Heft 6).

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle a. S.